

At Work

Neutelings Riedijk Architects. Von Neutelings Riedijk Architects. 400 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 45 Euro. 010 Publishers, Rotterdam 2004.

Lekker gewoon doen – schön auf dem Teppich bleiben, ist eine holländische Volkstugend. Willem-Jan Neutelings und Michiel Riedijk scheinen sie sich für ihre Monografie „At Work“ dick hinter die Ohren geschrieben zu haben. Zwar ist das Buch über die Architektur des Rotterdamer Büros ein ziemlich schwerer Wälzer geworden, aber ihm fehlt jeglicher Firlefanz. Schon der Titel, der in weißen Lettern auf dem schwarzen Leinendeckel prangt, macht deutlich, dass es hier um Arbeit und nicht um abgehobene Theorien oder Spielereien gehen soll. Spätestens beim ersten Satz der Einleitung wird auch dem letzten Leser klar, dass Neutelings Riedijk geradlinige Absichten haben: „This book is about designing buildings.“

In einem Interview hat Willem-Jan Neutelings einmal gesagt: „Wir wollen dicke, fette, rubensartige Gebäude machen, keine leichtgewichtigen Magersucht-Patienten.“ Was er damit meint, wird beim Anblick von skulpturalen, schweren Bauten wie Block 3 am Müllerpier in Rotterdam (2000), der A-Factory in Amsterdam (1999) oder dem Minnaertgebäude auf dem Universitätscampus in Utrecht (1995) schnell deutlich. Bauten von Neutelings Riedijk haben oft Kopf und Körper, sind mit stark strukturierten Materialien oder ungewöhnlichen Mustern verkleidet und überraschen mit Lufträumen und Patios.

Hier ist also das Buch zur Architektur, dick und fett und rubensartig. Es bietet keinen chronologischen Überblick über das Gesamtwerk des 1992 gegründeten Büros, sondern präsentiert jeweils sieben Entwürfe zu 16 Themen, die für die Architektur von Neutelings Riedijk wichtig sind – von „Sculpture“ über „System“ und „Cavity“ bis hin zu „Texture“; vom IJ-Turm in Amsterdam über die Feuerwehrwache in Maastricht bis hin zum Museum aan de Stroom in Antwerpen. Da manche Projekte zu mehr als einem Thema passen, tauchen sie in mehreren Kapiteln auf.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt darauf, die Arbeitsweise von Neutelings Riedijk nachvollziehbar zu machen. Am Anfang eines jeden Kapitels steht eine Art architektonisches Kochrezept: „Suchen Sie sich einen platonischen Körper aus. (...) Schneiden Sie die Grundform heraus. Verfeinern Sie nun die Komposition des

Volumens, indem Sie es weiter bearbeiten.“ Es folgt eine Einleitung, knappe Statements zum jeweiligen Kapitelthema. Im besten Falle sind es wirklich originelle Gedanken, im schlechtesten Gemeinplätze à la „Gebäude müssen mit allen Sinnen wahrgenommen werden“. Die Projekte selbst werden mit wenigen Sätzen in sehr ungezwungenem Tonfall erläutert.

„At Work“ thematisiert nicht die einzelnen Entwürfe in all ihrer Komplexität, sondern deren übergeordnete Konzepte. Und insofern geht es trotz aller Bodenständigkeit auch ein bisschen um Theorie und Spielerei. *Anneke Bokern*

Schöne neue Stadt

Wie der Sicherheitswahn die urbane Welt diszipliniert. Von Elisabeth Blum. Bauwelt Fundamente Bd. 128. 164 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 23 Euro. Birkhäuser, Basel Boston Berlin 2003.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat der amerikanische Universalgelehrte Lewis Mumford als zentrale Funktion der Großstadt hervorgehoben, dass sie Übungsplatz sei für all das, was „den Menschen im Hinterland stets fremd und feindselig“ erscheine. Sich zu arrangieren mit dem, was nicht vertraut und gewohnt ist, wäre demnach eine urbane Grundhaltung. Davon ist heute allerdings nicht mehr viel zu merken: Statt die eigenen Ängste und Unsicherheiten zu relativieren, glaubt man sich in den Großstädten – und längst nicht nur dort – mit einem sprunghaften Zuwachs an Diebstählen, Gewalttaten, obskuren Verhaltensweisen, Umweltdelikten usw. konfrontiert. Und Sicherheit wird plötzlich zum Kultbegriff.

Schutz vor Risiken, Vermeidung – oder zumindest Eindämmung – von Gefahren, ein generelles „Auf-der-Hut-sein“ und permanente Überwachung – das sind Stichworte, die sich mehr und mehr zum Signum der westlichen Wohlstandsgesellschaft verdichten. Wenn die Omni-präsenz von Überwachungskameras und Wachdiensten dann als „Schöne neue Stadt“ bezeichnet wird, wie Elisabeth Blum es in ihrem Buch tut, lässt das an Aldous Huxleys Bestseller denken und sich als bitter-ironischer Abgesang auf die vermeintliche Integrationsmaschine Stadt lesen. „Wenn die Welt draußen, die Straßen, die Räume und Institutionen sich gegen die Menschen wappnen, dann wappnen sich die Menschen ihrerseits gegen all das da draußen, instal-

lieren einen Ring aus technischen Anlagen um Wohnung und Haus, elektronische Berichterstatter neben ihrem Bett und fühlen sich erst sicher hinter diesen nahezu unsichtbaren Mauern.“ Der Paradigmenwechsel „Weg von der Freiheit – hin zur Sicherheit“ fußt auf veränderten Mentalitäten, und diesen wiederum, so die These der Autorin, werde politisch der Weg bereitet. Eine unaufhaltsame Entwicklung? Joseph Beuys so bekanntes wie fehlverstandenes Diktum „Jeder ist ein Künstler“ etwa steht letztlich für den Versuch, die Verantwortung für die gesellschaftliche Wirklichkeit und den Ort des Handelns weg von abstrakten Institutionen in die Hände und Köpfe der Individuen zurückzulegen. Ein ganz ähnliches Anliegen verfolgt die Schweizer Publizistin mit ihrem Essay, der vielleicht treffender eine Streitschrift genannt werden sollte. Denn sie geht vehement mit jenen Entwicklungen ins Gericht, mit denen unsere Umwelt zur gefährdeten Zone, zum Ort des angebrachten Miss-trauens erklärt – oder gar gemacht – wird: „Der neu ausgestaffierte Raum der Sicherheit erinnert an unsere Vorstellung von einem schwarzen Loch. Er hat die Tendenz, alles an sich herum in seinen Sog zu ziehen.“ Für Blum ist der allgegenwärtige Sicherheitswahn ein höchst fragwürdiger sozialer Fortschritt, usurpatorisch gelenkt und monströs dazu. Folgt man ihren Ausführungen, so gehen Sicherheit und Sozialprestige eine Art Ehe ein. „Unsere Zeit nutzt die elektronische Revolution, um Zwischenräume nicht nur neu auszustatten, sondern auch neu zu interpretieren. Der Raum zwischen den Menschen verändert sich so radikal wie nie zuvor. Zwischenräume – große wie kleine, offene wie geschlossene, öffentliche wie private – sind die neuen begehrten Objekte eines Marktes, der riesige Zuwachsraten verzeichnet. Selbst im kleinsten Raum zwischen zwei Menschen werden weitere Augen und Ohren installiert.“ Was die Autorin nicht thematisiert, ist, dass der Begriff Sicherheit in den Favelas von Rio anders buchstabiert werden dürfte als am Times Square in New York, in Bad Godesberg, an der Reeperbahn oder in Schwabing.

Mithin erweist sich die zugrunde liegende argumentative Stoßrichtung als eine monokausale, indem ein „perverses gesellschaftliches Förderprogramm „Investitionen in Misstrauenspolitik“ diagnostiziert, abschließend gar von einem „demokratisch legitimierten Totalitarismus“ gesprochen wird. Doch muss man

akzeptieren, dass der Aspekt Sicherheit in der heutigen Gesellschaft eine ganz zentrale Rolle spielt und damit auch politische Antworten erfordert. Abgesehen davon, dass Unsicherheit meist eine subjektiv empfundene, nicht eine objektiv vorhandene ist: Es gibt auch eine gewisse Entpersonalisierung des öffentlichen Raums im Sinne einer Technisierung; dass in der U-Bahn keine öffentliche Person mehr anwesend ist, die man um Auskunft bitten könnte, ist durchaus ein Problem. Gleichwohl bleibt der öffentliche Raum ein Multioptionsraum, der vielerlei Formen des Verhaltens ermöglicht. Öffentlich konsumiert, werden diese Räume offenkundig auch als etwas Eigenes akzeptiert. Das wiederum setzt eine gewisse Vertrautheit mit dem Ort voraus. Die Vertrautheit mit einem Ort erzeugt Sicherheit. Dort kann jeder aufgrund seiner Erfahrungen das Verhalten anderer prognostizieren. Allerdings liegt der öffentliche Raum im Spannungsfeld von Liberalität und Toleranz einerseits und gesellschaftlicher Konvention und öffentlicher Ordnung andererseits – mit fließenden Grenzen. Dem (Un-)Sicherheitsempfinden in öffentlichen Räumen muss mit anderen Mitteln als der starken Präsenz privater Ordnungsdienste, Videoüberwachungen etc. begegnet werden. So beredt und ausgreifend hier ein analytischer Begründungszusammenhang vorgelegt wird, es bleibt der Zweifel, ob der „Spaltungsdiskurs“ um den Kultbegriff „Sicherheit“ in eine andersgeartete, handhabbare gesellschaftliche Praxis jenseits bloßer Ideologismen einmünden kann. *Robert Kaltenbrunner*

Augensinn

Zu Raum und Wahrnehmung in Camillo Sittes Städtebau. Von Gabriele Reiterer. 128 Seiten mit Abbildungen, 18 Euro. Verlag Anton Pustet, Salzburg 2003.

Camillo Sittes „Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ aus dem Jahr 1889 steht noch heute in den Lehrbuchsammlungen technischer Fakultäten. Ob gelesen oder ungelesen, das Buch zählt zu den Klassikern mit immer wieder neuen Auflagen. Das ist die eine Seite – zweifellos ist bis heute aus dem Sitte für die praktische Anwendung des Stadtbaus zu lernen. Die andere Seite ist die der wissenschaftlichen Forschung zu Sitte selbst. Auch die kommt in Schüben weiter, mehr und mehr Licht fällt auf die geistige Welt des als oft sehr eigenwillig geltenden, kaum praktisch arbeitenden österreichischen Architekten, dessen beachtliche Leistung in kunst- und stadtheoretischen Schriften liegt. Die Autoren Collins/Crasemann Collins haben 1965 die Wiederentdeckung Sittes befördert und seine einflussreiche Städtebauschrift vor dem Hintergrund der realen Gegebenheiten der Disziplin um 1900 sowie die Wirkungsgeschichte des Buchs untersucht. Michael Mönninger beschäftigte sich vor wenigen Jahren mit den unveröffentlichten Aufsätzen Sittes im Licht „biologistischer Kapitulationstheorien“, und Gabriele Reiterer schlägt nun eine neue Seite auf: Die Autorin interessieren vor allem die Hintergründe, die neuen Seh- und Wahrnehmungsmuster des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die sie als Basis der räumlich-ästhetischen Theorien Camillo Sittes begreift.

Zuvor verweist Reiterer in ihrem Buch auf den wichtigen Stichwortgeber Jonathan Crary, der mit seinen Forschungen zum „Sehen“ im 19. Jahrhundert überhaupt erst den Weg geebnet hat, dass auch Sitte so neu bewertet werden kann. Sitte sei, folgert die Kunsthistorikerin, aus der (natur-)wissenschaftlichen Debatte der Zeit rund um die Sinnesphysiologie zu verstehen. So strukturiert ihr Buch etwas summarisch nach den Namen, die sie als Geistesgrößen in diesem Bereich und somit als die Einflussgeber Sittes benennt: Carl Gustav Carus, der sächsische Naturwissenschaftler und -philosoph, beeinflusste Sittes Verständnis von morphologischen Gestaltauffassungen, die sich bei ihm zu einer Sicht der Stadt als „Organismus“ ausprägten. Gustav Theodor Fechner, ebenfalls Leipziger Physiker, Psychologe und Philosoph, beschäftigte sich mit Wirkungs-

und Wahrnehmungsästhetik und prägte Sitte in den Fragen: Was gefällt? Was missfällt in der Anschauung von Architektur und Stadt und wie ist dies empirisch zu untermauern? Hermann von Helmholtz, Berliner Physiker, revolutionierte den Begriff von der räumlichen Wahrnehmung im Zusammenhang mit dem Sehvorgang und stieß bei Sitte auf Begeisterung, er nahm Einfluss auf dessen Theorie zur Wahrnehmung der Beziehung von Bauten, Monumenten und Plätzen in alten Stadtfigurationen.

In Reiterers Fragestellung liegt ein wenig der Fallstrick verborgen, sich zu weit von der unmittelbaren Strahlkraft der Schirft Sittes zu entfernen, oder diese nur zitatenhaft wiederzugeben, auch wenn die Autorin zu Anfang einen Kurzabriss über den „Städtebau“ macht. Man kann das umgehen, wenn man sich zuerst Sitte im Original und dann Reiterers Interpretation vornimmt. Das Buch ist gut zu lesen, es hält die Stolpersteine einer Sprache, die rundum in zahlreiche Wissenschaftsbereiche blickt, in Grenzen, wirkt manchmal etwas bruchstückhaft – seine Basis ist eine viel umfangreichere Dissertation – und ist bei alledem ein sehr anregender Essay. *Eva Maria Froschauer*